

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

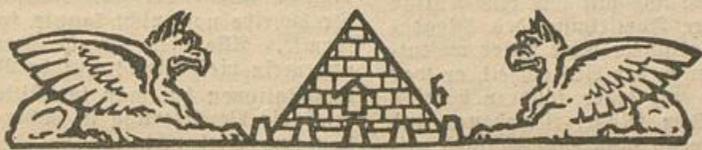
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1929

8.9.1929 (No. 36)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

18. Jahrg. No 36



8. Sept. 1929

Kurt Frenzen / Die Ursprünge der Technik

(Fortsetzung statt Schluß.)

Man hat in den letzten Jahrzehnten viel über den Ursprung und die Psychologie der primitiven Kunst geschrieben und die verschiedensten Meinungen sind über dieses Thema geäußert worden. Die einfachste Erklärung: „dem Menschen ist der Sinn für das Schöne angeboren“, mag richtig sein, denn bereits die Regelmäßigkeit und Eleganz der Konturen der jüngeren Faustfelle verraten einen ausgesprochenen Sinn für Symmetrie. Die Interessen des Menschen des älteren Paläolithikum, des Neandertalers, gingen indessen nicht über die dringendsten Lebensbedürfnisse hinaus. Erst vom Aurignacien an zeigt der Mensch, der übrigens damals schon seiner körperlichen Beschaffenheit nach dem Menschen der Gegenwart sehr nahe stand, Sinn für Dinge, die über das Notwendige, das Animalische des täglichen Lebens hinausgingen. Sein technisches Können hatte die Lebensbedingungen so wesentlich erleichtert, daß er sich einen gewissen Luxus in seiner Lebenshaltung gestatten konnte. Gravuren und Gemälde auf Höhlenwänden, Ritzzeichnungen auf Knochen, Geweih und Elfenbein, Skulpturen aus diesen Materialien oder aus Stein legen bereits Zeugnis von seinem künstlerischen Können ab. Hier interessiert dieses Gebiet indessen nur insofern, als es einmal den engen Zusammenhang zwischen Blütezeiten von Technik und Kunst erweist, sodann weil es befruchtend auf die Technik wirkte, denn Menschen neue Spezialwerkzeuge erfinden ließ, von denen hier nur die Graviersichel verschiedenster Form und Größe angeführt sein mögen.

Je weiter die Spezialisierung der Werkzeuge fortschritt, desto weniger war mehr das Einzelindividuum in der Lage, sich alle für ihre Herstellung nötigen Kenntnisse und Erfahrungen anzueignen. Nach den Beobachtungen, die bei der Ausgrabung altsteinzeitlicher Stationen gemacht wurden, kann es keinem Zweifel unterliegen, daß schon frühzeitig, d. h. vom Aurignacien an (ca. 30 000–20 000 v. Chr.) innerhalb der einzelnen Horden eine Arbeitsteilung und damit eine handwerksmäßige Berufsgliederung eingetreten ist. Einzelne Individuen haben sich beispielsweise ausschließlich der Herstellung von Steinartefakten, andere der der Steinwerkzeuge gewidmet, ja es hat sogar Werkstätten gegeben, die vorwiegend oder ausschließlich bestimmte Werkzeugtypen, z. B. Steinmadeln, herstellten; und auch die wunderbaren Ritzzeichnungen und Skulpturen des Magdalénien mögen sehr wohl aus bestimmten Künstleratelieren hervorgegangen sein. Man hat aus dieser berufsmäßigen Gliederung auf eine soziale Schichtung innerhalb der Horden und Stämme geschlossen, ja hat sogar an eine scharfe Trennung zwischen Arbeitern (in diesem Falle Sklaven) und Unternehmern gedacht. Man überträgt hier sicher zu Unrecht moderne Begriffe auf die prähistorische Zeit, denn bei den Primitiven der Gegenwart, die am ersten mit dem Menschen der Altsteinzeit in Parallele gesetzt werden dürfen, sehen wir einen ausgesprochenen Altruismus und Kommunismus herrschen, derart, daß die Erzeugnisse des einzelnen Stammesmitgliedes Allgemeinbesitz der Horde sind, die streng darauf achtet, daß auch der Mindestbegünstigte in die Lage versetzt wird, durch das Können der anderen Stammesmitglieder sein Dasein zu verbessern. Diese Annahme schließt natürlich nicht aus, daß von Stamm zu Stamm Tauschhandel getrieben wurde, wie sich das z. B. ganz einwandfrei in der Kulturperiode des Solutrées nachweisen läßt.

In dieser Zeit sehen wir in Südfrankreich mit der Dordogne als Zentrum sich eine bodenständige Werkzeugtechnik entwickeln, die geographisch bedingt war durch das natürliche Vorkommen einer bestimmten Silexart, einen lebergelben, plattigen Feuerstein. Dieser gestattete die Anwendung einer typischen Flachretusche, die sich auf breite Flächen ausdehnte und die im Abheben dünner Schuppenabspalte durch Pressung bestand. Derartig hat die Oberflächenretusche des Solutrées mit der Riffelung moderner Handwerkzeuge verglichen, wie wir sie beispielsweise auf Spannböden, Zangengriffen usw. anbringen, lediglich zu dem Zwecke, das Werkzeug fester und unverwundbarer halten zu können. Nun waren aber die Vorbeerblicklingen nach meiner Meinung je nach ihrer Größe Dolche, Messer oder Speerspitzen, die Kerbspitzen Speer- oder Pfeilspitzen, für die der Zweck einer Riffelung nicht einzusehen ist. Hier hat die Flachretusche offenbar nur dazu gedient, den Querschnitt zu verringern, um die Spitze möglichst weit in den Tierkörper eindringen zu lassen, d. h. das Gerät möglichst zweckdienlich zu gestalten. Wohl hat man sich auch öftlich des Rheins in der Solutrée-technik versucht, aber mangels des Vorhandenseins geeigneter Werkstoffe mit geringem Erfolg, und nirgend finden wir in dem in Rede stehenden Gebiete Artefakte aus heimischen Materialien, die die vollendete Formensönheit der Typenartefakte des französischen Solutrées besitzen. Die Unmöglichkeit, Vorbeerblick- und Kerbspitzen selbst herstellen zu können, war zweifellos ein Anreiz, auf dem Tauschwege sich die gewünschten Gegenstände zu verschaffen, und tatsächlich sehen wir vereinzelt Stücke von zweifellos französischer Herkunft in manchen Stationen des Ostgebietes bis nach Ungarn hinein auftreten, wo die Solutrée-technik selbst nie bodenständig war.

Die Solutrée-technik und die für sie bezeichnenden Werkzeuge sind nach relativ kurzer Zeit wieder verschwunden; warum, entzieht sich vorläufig unserer Kenntnis, Möglicherweise ist das Rohmaterial, auf dem die Technik dieser Epoche fußte, schließlich erschöpft worden, was umso leichter möglich erscheint, als der Mensch des Solutrées noch nichts von einem bergmännischen Abbau des Silex wußte und bei seinem Verbrauch ganz auf die ausgewittert herumliegenden Stücke des Feuersteins angewiesen war, die er allerdings so restlos abammelte, daß wir heute nicht mehr mit Sicherheit feststellen können, wo eigentlich die Stellen lagen, die ihm den Plattenfeuerstein geliefert haben. Man kann sich aber auch vorstellen, daß im Verlaufe kriegerischer Zettläufe, die die Völkerwanderungen der Altsteinzeit mit sich gebracht haben werden, die Stämme, welche die Solutrée-technik beherrschten, von den minder kultivierten, auf geringerer Höhe technischer Entwicklung stehenden Eindringlingen aufgerieben worden sind. Für das plötzliche Abreißen einer kulturellen Entwicklung aus solchen Ursachen bietet ja die Geschichte genug Beispiele; es sei nur an den Untergang der Kultur des Römerreiches, der Mauren, an die Folgen des Dreißigjährigen Krieges erinnert.

Wir sehen zu Ende des Magdalénien die Technik der Stein- und Knochenbearbeitung auf einem Gipfelpunkt ihrer Entwicklung stehen. In der folgenden Epoche des Altstein-Tardéniens sinkt sich in dem früher kulturell hochstehenden Südwest- und Mitteleuropa die Kurve der technischen Entwicklung ganz plötzlich, die technischen Errungenschaften früherer Zeiten gehen fast restlos

verloren. Diese Erscheinung läßt sich am besten wohl mit der Tatsache begründen, daß nunmehr an der Wende von Diluvium zur Gegenwart die sich verändernden klimatischen Verhältnisse die Umweltbedingungen grundlegend beeinflussten und veränderten. Der Wald nahm immer mehr an Ausdehnung zu, das Areal der Steppe und Tundra wurde immer kleiner und die Herdentiere, die einst in großer Zahl die beiden letzten Landschaften bevölkert hatten, wanderten schließlich nach Norden und Nordosten ab. Was der Bison für die Indianer in Nordamerika bedeutete, das Rentier heute bedeutet für die Lappen, die nordostsibirischen Jäger-nomaden und einige Indianerstämme Alaskas, das war das wilde Rentier damals den Jägern des Magdalénien. Auf dieses Wild war ihre ganze Lebenshaltung eingestellt, es war die Zeit, die mit Recht als Rentierzeit bezeichnet wird. Als das Rentier verschwand, wurden die Lebensbedingungen für die Jägerhorden immer ungünstiger und diese mußten gleich manchen heutigen Naturvölkern zu stagnierenden Gliedern der menschlichen Familie herabsinken und verschwinden, sobald Stämme in ihre Wohngebiete eindrangen, bei denen der Faden langsam fortschreitender kultureller Entwicklung nicht abgerissen war.

Diese Einwanderung erfolgte offenbar in zahlreichen Wellen von Osten her und brachte den Mesolithiker, den Menschen des steinzeitlichen Mittelalters, nach Europa und mit ihm eine Kultur und Technik, die als die unmittelbare Fortsetzung des Magdalénien zu betrachten sind. Dieser Mesolithiker lebte unter wesentlich anderen Bedingungen, als der Mensch der Altsteinzeit, er war nicht mehr ausschließlich Jägernomade wie jener, sondern bereits, wenn auch zunächst noch in beschränktem Maße, Ackerbauer und Viehzüchter; er kannte bereits feste, wenn auch zunächst noch primitive Wohnungen.

Karl Widmer / Anselm Feuerbach und Karlsruhe zu Feuerbachs hundertstem Geburtstag (12. September)

Die kurze und an folgenschweren Ergebnissen doch so reiche Zeit, die Feuerbach in Karlsruhe zugebracht hat, dauerte vom April 1854 bis zum Frühjahr 1855. Es waren Gründe äußerlicher, persönlicher Art, nicht der innere Trieb, die ihn hingeführt haben. Er selbst hat seine Reise nach Karlsruhe später eine „Buße“ genannt.*)

Feuerbach kam von Paris. Seine Pariser Zeit war der entscheidende Wendepunkt seiner Entwicklung gewesen. In Paris hatte er gefunden, was ihm damals keine deutsche Kunststadt bieten konnte: die künstlerische Luft, in der sich sein Genius entfalten konnte, und zugleich die technische Schule der fortgeschrittenen französischen Malkunst: die malerischen Ausdrucksmittel des großen Stils. „Paris ist das Fundament meiner künstlerischen Bildung geworden“, sagt das „Vermächtnis“. Dagegen waren die Hoffnungen, sich hier auch eine dauernde Existenz zu gründen, gescheitert. Für die materiellen Entbehrungen, die das von einem unbemittelten und noch unberühmten jungen Künstler erfordert hätte, war Feuerbach nicht geschaffen. Dazu kam noch ein persönliches Erlebnis, eine Liebesgeschichte, die ihm den Boden in Paris zu heiß machte. In der Bedrängnis jenes Augenblicks floh er von Paris und suchte Rat und Trost in der Heimat bei seiner Mutter.

Frau Henriette Feuerbach — Feuerbachs zweite Mutter — lebte damals als Witwe in Heidelberg. Seit dem Tod ihres Mannes hatte sie die Verantwortung für das Schicksal ihres Sohnes als Lebensaufgabe auf sich genommen. Der junge, für den äußeren Daseinskampf wenig gerüstete Künstler war gewohnt, sich in allen Lebensnöten ihr anzuvertrauen. Indem er sich auch jetzt in seiner verzweifeltsten, von Geldsorgen bedrängten Lage an die Mutter wandte, bekam diese den entscheidenden Einfluß auf seine damaligen Entschlüsse. Ihre Hoffnungen setzte sie dabei auf Karlsruhe.

In sich schien der Zeitpunkt dafür nicht ungünstig. Karlsruhe stand wieder einmal in einem Moment des Aufstiegs. Der neue Herr, Großherzog Friedrich I., hatte schon als Prinzregent begonnen, seine großen Pläne zur Hebung des Kunstlebens in seiner Hauptstadt zu verwirklichen. Seit 1852 wirkte Eduard Devrient als Direktor des Schauspiels am Hoftheater. 1854 war die

*) Feuerbachs Urteil über Karlsruhe klingt in dem Urtext seiner Erinnerungen (Oktoberheft der „Kunst für Alle“ 1903) viel schroffer, als in dem von seiner Mutter ergänzten und abgeschwächten Wortlaut des „Vermächtnisses“. Darin stimmt auch sein Freund und Biograph Julius Allgeyer mit ihm überein, der die Karlsruher Verhältnisse gut kannte und auch Feuerbachs Briefe (im Besitz der Berliner Nationalgalerie) in der 2. Auflage seines Buches über Feuerbach (1904) zuerst veröffentlicht hat. Dagegen versucht Ab. v. Dechelhauser („Aus Anselm Feuerbachs Jugendjahren“ 1905) Karlsruhe in Schutz zu nehmen. Der Wert von Dechelhausers Buch liegt aber weniger in seinen Schlussfolgerungen, als in einigen neu veröffentlichten Briefen und Dokumenten aus dem Großherzoglichen Hausarchiv.

Das klassische Studiengebiet für das europäische Mesolithikum ist Nordeuropa; es sei hier nur an die Seenstation von Maglémose in Südschweden und an die Kückenmööddinger des Nord- und Ostseegebietes erinnert, an jene gewaltigen Muschelhaufen, die sich in der Nähe der Wohnstätten einer hauptsächlich Fischfang treibenden Bevölkerung im Laufe mancher Jahrtausende angehäuft haben. In diesen Muschelhaufen liegen Unmengen von Ruckel, d. h. die bei der Herstellung der Steinwerkzeuge übrig gebliebenen Reststücke, Klängen, Messer, Schaber, Kraber und Bohrer aus Feuerstein, daneben von größeren Formen roh zugehauene Beile und Keile, und als charakteristisches, zum Öffnen der Muscheln verwandtes Spezialwerkzeug der Stivespalter. Zum Inventar der mesolithischen Stationen gehören ferner Pickeln und Hämmer aus Hirschhorn, Dolche aus großen Knochen, Pfeilspitzen, Ahlen, Angeln und Nadeln; neben anderen Gerätschaften auch Knochenstämmen, die wohl weniger zu Toilettezwecken, als zum Zurichten der Wolle und Ausflechten von Tiersehnen gedient haben. Die Flechtkunst stand damals in hoher Blüte, wie das häufige Vorkommen von Feuersteinsplittern mit Hohlkehlen beweist, die zum Glätten der Flechtweiden verwandt worden sind. In diesen Zeitabschnitt hinein fällt ferner die Erfindung der Töpferei. Die plumpe Form der aufgefundenen Scherben zeigt, daß man die Drehscheibe noch nicht kannte, sondern die Gefäße aus freier Hand formte. Alle diese Funde beweisen, daß im Mesolithikum eine ungemein vielseitige technische Betätigung herrschte. Gleichalterige Bandstationen hat man in Mitteleuropa mehrfach aufgedeckt. Hier trieb die Bevölkerung in höherem Maße als an der Küste Ackerbau und Viehzucht.

(Schluß folgt.)

Karlsruher Kunstschule gegründet und Schirmer als ihr Leiter aus Düsseldorf berufen worden. Schirmer traf wenige Wochen nach Feuerbach in Karlsruhe ein. Auch für diesen schienen sich in Karlsruhe jetzt die Möglichkeiten einer Existenz als Künstler zu eröffnen.

Schirmer war Feuerbach von Anfang an wohlgesinnt. Er kannte ihn von seiner Düsseldorfer Akademiezeit her und war auch mit seinem Vater befreundet gewesen. Als echter Künstler erkannte er das Geniale in Feuerbachs Natur und protegierte ihn mit einem halb aus väterlichem Wohlwollen, halb aus wirklicher Anerkennung seiner künstlerischen Ebenbürtigkeit gemischten Interesse. Er empfahl ihn beim Hof und verschaffte ihm dadurch wichtige Aufträge. Feuerbach bekam acht Supraporten für das Schloß zu malen: es sind die acht Kindergruppen im westlichen Flügel des Erdgeschosses, welche die Künste und Poesie und die vier badischen Kreise darstellen. Künstlerisch höher als diese dekorativen Arbeiten steht das Blumenmädchen, welches der Großherzog für die Mainau kaufte und später der Karlsruher Galerie überlassen hat: ein geistvolles — auch im technischen Sinne geistvolles — und charakteristisches Werk der Feuerbach'schen Frühzeit. Dazu kamen auch Privataufträge. Besondere Freude machte Feuerbach ein Wandbild, eine Tänzerin oder Bacchantin, das er für den Gartenaal des kunstsinigen Hofkonditors Fellmeth zu malen hatte. (Das Bild kam später in den Besitz des Herrn von Bercholz-Offenlandt.)

Die Aufträge, die er bekam, halfen Feuerbach auch über die rächsten Geldnöte weg. Seine Stimmung besserte sich. Er fand einen kleinen Kreis von Freunden und gleichgesinnten Künstlern, mit dem er abends im Hotel Große beim Wein zusammenkam und der ihm das Leben in der stillen Beamtenstadt erträglicher machte. Der Hof interessierte sich für ihn. Auch beim Publikum begannen die Bilder und noch mehr die Person des interessanteren jungen Künstlers Aufsehen zu erregen. Schirmer machte ihm positive Hoffnungen auf eine Professur an der Akademie. Hatte Feuerbach noch Mitte Mai an die Mutter geschrieben: „Länger als drei Wochen kann und darf ich nicht mehr hier bleiben, sonst bin ich physisch und moralisch tot,“ so schien er sich mit dem Gedanken, dauernd in Karlsruhe zu leben, jetzt allmählich auszuöhnen und damit der Lieblingswunsch seiner Mutter in Erfüllung zu gehen.

Aber bald kam der Rückschlag. Feuerbach sollte die Macht der Künstlerereiferung zu fühlen bekommen, die in den Kreisen der eingeseffenen Künstlerschaft gegen ihn als den fremden Eindringling allmählich angewachsen war.

Unter den Künstlern, die vor der Gründung der Akademie das Karlsruher Kunstleben repräsentierten, war der Landschaftsmaler und Radierer Karl Frommel der einflussreichste. Er war Direktor der Bildergalerie und vor Schirmers Ankunft der Hauptberater des Großherzogs in Kunstfachen. Neben ihm saßen noch einige Lokalgrößen in amtlichen Stellungen, wie der Graveur und Münzrat Rachel (der Vater des bekannteren Malers), der Maler und Professor am Polytechnikum Koopmann u. a. Sie bil-

den auch nach der Gründung der Akademie noch immer eine mächtige Clique, die umso eifriger gegen Feuerbach intriguierte, je mehr sein aufgehender Stern ihren eigenen Glanz zu verdunkeln drohte.

Sie hatten dabei kein allzu schweres Spiel. In Deutschland war damals weder das Publikum, noch die Kritik für einen Künstler wie Feuerbach reif. Sein „Hafis vor der Schenke“, der ihm in Paris seinen ersten Erfolg gebracht hatte, wurde von der deutschen Kunstkritik abgelehnt. An die bilddruckmäßigen, spitzzinigen Bilder der Düsseldorfer Schule gewöhnt, fand man seine breitere, posthume Farbengebung roh. Kenner bewiesen ihre höhere Einsicht, indem sie von Nachahmung der „Pariser Spachtelmalerei“ u. dgl. redeten. Auch in Karlsruhe wurde es Feuerbach unmöglich gemacht, seinen Hafis im Kunstverein auszustellen.

Der eigentliche Kampf gegen ihn aber brach mit seinem „Aretino“ los. Der „Tod des Pietro Aretino“ ist das erste große Werk, das Feuerbach in Karlsruhe vollendet hat: die Hauptfrucht seiner Karlsruher Zeit. Der Gegenstand: eine figurenreiche, dramatisch bewegte Szene, die Darstellung schöner, feillich geschmückter Frauenkörper gab Feuerbach Gelegenheit, den ganzen Glanz seiner formalen Meisterschaft zu entfalten. Auch im Kolorit, in dem einheitlichen Ton steht das Bild weit über dem, was damals in Deutschland gemalt wurde.

Feuerbach bot den Aretino der Karlsruher Galerie zum Ankauf an. Der Kommission, die über die Galeriekäufe zu entscheiden hatte, gehörte außer Frommel, Rachel, dem Baudirektor Hübsch u. a. auch Schirmer an. Der Hof schien gewonnen. Die Künstler verbargen ihren Neid hinter einer heuchlerischen Begeisterung. Umso größer war Feuerbachs Enttäuschung, als die Kommission von dem Ankauf des Bildes abriet. Der Preis von 2000 Gulden, den Feuerbach gefordert hatte, erschien zu hoch (während gleichzeitig bei Feodor Diez seine „Zerstörung von Heidelberg“ für 10 000 Gulden bestellt wurde)! An dem Bild selbst wurde die „realistische Rücksichtslosigkeit“ der Darstellung und die „decorative Nachlässigkeit“ der Ausführung (d. h. die breite, lockere Farbengebung) getadelt. Das Urteil, das selbst den Zeitgenossen ungerecht erschien, ist bezeichnend für den Geist, der in der Kommission herrschte. Unklar ist nur die Rolle, die Schirmer dabei gespielt hat; aber Schirmer war bei aller Güte und Einsicht ein nachgiebiger und darum nicht sehr zuverlässiger Charakter, was Feuerbach noch öfters zu spüren bekam. Jedenfalls war der Aretino damit abgelehnt. Er kam nach fünfzehnjähriger Wanderung durch Deutschland schließlich als Eigentum der Gottfried Keller-Stiftung in das Basler Museum.

Der Aretino-Fall hatte gezeigt, wie groß die Macht der Feuerbach feindlichen Partei in Karlsruhe war. Sie säumte nicht, diese Macht bei der nächsten Gelegenheit zu einem zweiten Schlag gegen ihn auszunützen.

Feuerbach hatte inzwischen ein neues großes Werk, eine „Versuchung des heiligen Antonius“, vollendet. Er beabsichtigte, das Bild in Paris auszustellen und reichte es zu diesem Zweck einer Jury ein, welche vom Staat mit der Auswahl der für Paris bestimmten badischen Bilder beauftragt war. Die Jury wies das Bild rundweg ab. Der Hauptgrund lag diesmal im Gegenstand: das halbnackte Weib, das dem Antonius erscheint, erregte bei der Jury sittliches Aergernis. Auch Schirmer, der „alle Wetterbahn“*, der anfangs vom Antonius entzückt war, scheint zuletzt moralische Strampel bekommen zu haben und umgefallen zu sein. Feuerbach hat damals in einem unglücklichen Impuls aus Ärger oder Verzweiflung das Bild selbst zerstört — in Stücke zerschnitten und verbrannt. Es existiert davon nur noch eine (bei Allgeyer veröffentlichte) Reproduktion nach einer verblakten Daguerrotypie. Ein Urteil über die Schönheit des Originals können wir uns danach natürlich nicht bilden. Einen stärkeren Eindruck gibt uns eine desklizze, die noch aus dem Jahre 1855 stammt und wohl als eine erweiterte Komposition der „Versuchung des hl. Antonius“ zu deuten ist. Feuerbach selbst berichtet in den Briefen an seine Mutter, daß er nach der Zerstörung seines Bildes noch immer hart mit dem Antonius-Problem beschäftigt sei. Die düstere Schönheit ihrer Schwarzweißwirkung gibt dieser Skizze einen hohen künstlerischen Wert und zeigt uns — wenn dieser Rückschluß erlaubt ist — am deutlichsten, was für ein bedeutendes Stück künstlerischer Arbeit mit dem zerstörten Antoniuswerk verloren gegangen sein muß. Zur Ausführung als Bild ist es nicht mehr gekommen.

*) So lautet die Briefstelle bei Allgeyer wohl richtig. Die Herausgeber von Feuerbachs Briefen, Kern und Uebe-Vernays, lesen „Wetterbahn“.

Mit der Abweisung des „Aretino“ und des „Antonius“ schließt die unglückliche Episode, welche der Karlsruher Aufenthalt in Feuerbachs Leben bedeutet. Seine Lage wurde hier umso schlimmer, als sich jetzt auch die Geldsorgen wieder einstellten. Sein Kredit war erschüttert; der Rahmenhändler drängte auf Zahlung usw. Aus dieser Not half ihm zwar der Großherzog als Mäcen. Aber gerade die Art, wie ihm geholfen wurde, sollte der erste Schritt zu einer Trennung von Karlsruhe werden. Auf Schirmers Empfehlung erhielt Feuerbach aus der Privatkasse des Großherzogs ein Stipendium für Italien: als ein auf Abwege geratenes Talent sollte er sich dort durch das Studium der oberitalienischen Kunst die fehlende sittliche und künstlerische Reife erwerben. Als Gegenleistung — zugleich als Kontrolle seines Fleißes und seiner Fortschritte — sollte er ein größeres italienisches Meisterwerk für die Karlsruher Galerie kopieren (Feuerbach wählte bekanntlich die „Assunta von Tizian“). So demütigend in vielen Dingen diese von Schirmer ausgedachte Form der Hilfe für den Künstler war, in der Sache war sie doch der einzig mögliche Ausweg. Feuerbach griff umso lieber zu, als Italien längst das Ziel seiner Sehnsucht war. Am 29. Mai 1855 reiste er mit seinem Freund Scheffel von Heidelberg aus nach Venedig ab.

In Italien aber lockerten sich allmählich die Fäden, die Feuerbach mit Karlsruhe verbanden. Nach den Erfahrungen, die er hier gemacht hatte, war es begreiflich, daß der Gedanke an eine Rückkehr für ihn wenig Verlockendes hatte. Der eigentliche Widerstand dagegen ging aber nicht von ihm, sondern von Karlsruhe aus. Scheffel trifft das Richtige, wenn er schreibt: „Die Karlsruher Mittelmäßigkeit war froh, daß er nach Italien abging, daß sie nicht mehr zu sehr im Schatten des jungen Meisters erschienen.“ Vor allem aber bekamen die Gegner Feuerbachs während seiner Abwesenheit einen neuen mächtigen Bundesgenossen. Im Jahre 1858 wurde Karl Friedrich Lessing als Frommels Nachfolger Direktor der Karlsruher Galerie. Lessings norddeutsches Wesen, seiner eingeschränkten und nüchternen Kunstanschauung war Feuerbach als Mensch und Künstler gleich unverständlich. Der instinktive Widerstand gegen eine Anerkennung von dessen genialerer Kunst steigerte sich bei ihm bis zum Haß gegen den Künstler selbst. Dabei war Lessing ein ausgesprochenen Willensmensch und darum dem weichen und zudem schon kränklichen Schirmer bald an Einfluß weit überlegen. So wurde er in Karlsruhe zum Haupt- und Mittelpunkt aller gegen Feuerbach gerichteten Feindseligkeiten. Er hat in den kommenden Jahren seine ganze Macht aufgebieten, um Feuerbach Steine in den Weg zu legen und ihn und seine Kunst von Karlsruhe fernzuhalten. Als Galerieleiter hat er durch mißgünstige Gutachten jede Erwerbung Feuerbach'scher Bilder für die Karlsruher Galerie verhindert: so ist die große (Münchner) Medea, die Darmstädter Iphigenie für Karlsruhe verloren gegangen; Feuerbachs „Dante in Ravenna“, den Lessing ebenfalls ablehnte, ist nur dadurch nach Karlsruhe gekommen, daß der Großherzog, der Feuerbach stets seine persönliche Gunst wahrte, das Werk für sich selbst kaufte.*)

Vor allem aber scheiterten an Lessings hartnäckigem Widerstand alle späteren Versuche, Feuerbach selbst nach Karlsruhe zurückzuberufen. Dieser wäre in der Sehnsucht nach einer sorgenfreien Existenz immer wieder bereit gewesen, dem Wunsche seiner Mutter und seiner Karlsruher Freunde zu folgen, und sich unter Bedingungen, die ihm den Entschluß nicht allzu schwer machten, an Karlsruhe zu binden. Eine Gelegenheit dazu bot sich zum letzten Male im Jahre 1870. Damals wurde Rieftahl aus Rom an die Karlsruher Akademie berufen und gleichzeitig wurden Verhandlungen mit Feuerbach angeknüpft. Da die Lessing-Klique dem Künstler, dessen Ruhm jetzt fest begründet war, nicht mehr beikommen konnte, wurde seine Person verdächtigt. Durch Klatschereien, zu denen sein Verhältnis zu der Römerin Ranna den Stoff lieferte, sollte er in Karlsruhe unmöglich gemacht werden. Feuerbach selbst war freilich im Bewußtsein seines Werts auch nicht gewillt, sich allzu billig zu verkaufen. So scheiterte auch dieser Plan: statt Feuerbach kam Ferdinand Keller an die Karlsruher Akademie.

Damit enden die Beziehungen Feuerbachs zu Karlsruhe. Rom war ihm inzwischen zur geistigen Heimat geworden. Auch standen ihm jetzt glänzendere Wege in Aussicht, als eine Professur in Karlsruhe. Die volle Einsicht, was man an ihm verloren hatte, brach sich zudem auch hier erst nach seinem Tode Bahn. So bedeutet der Name Feuerbach für Karlsruhe nur eine meteorartige Erscheinung: eine jener verpaßten Gelegenheiten, woran die Geschichte des Karlsruher Kunstlebens auch sonst reich ist.

*) Das als Dokument Lessing'scher Kunstanschauung interessante Gutachten über den „Dante“ ist bei Dehnelhaeuser S. 78/79 abgedruckt.

C. A. Voss / Hortense

III.

Indessen steht das Empire Napoleons auf der Höhe seiner Macht und seines Glanzes. Die Dynastie scheint durch die Geburt eines Kaisersohnes, des Königs von Rom (am 20. März 1811) für immer gesichert. Der Kaiser holt zum vernichtenden Schlag gegen Rußland aus, aber Moskau flammt auf und die Reste der so stolz ausgezogenen großen Armee schleichen sich in Lumpen gehüllt durch Deutschland zurück. Das Genie Napoleons stampft ein neues Heer aus dem Boden, bei Leipzig in der Dreikaiserschlacht wird es zertrümmert, die verbündeten Heere überschreiten den Rhein und nähern sich Paris, wo in Abwesenheit des an der Front befindlichen Kaisers die größte Kopflosigkeit herrscht. Marie-Luise verläßt mit dem König von Rom die Stadt, auch Napoleons Mutter, die Madame Mère, flieht. Hortense bleibt bis zum letzten Augenblick. Dann aber beginnt für sie zum ersten Male eine jener gehechten Fluchten, deren sie in ihrem späteren Leben noch so viele erleben sollte. Sie irrt in der Umgebung von Paris mit ihren Kindern von Schloß zu Schloß, immer in der Gefahr, von schwärmenden Kosaken gefangen zu werden, und landet schließlich in Navarra bei ihrer Mutter; dort erfährt sie von der Abdankung Napoleons, seiner Verbannung nach Elba, der Rückkehr der Bourbonen nach Paris, und sieht sich in Gedanken schon auf Martinique, auf der Besitzung, die ihrer Mutter dort geblieben ist.

Aber Josephine kehrt, der Einladung des russischen Kaisers folgend, nach Malmaison zurück. Hortense dagegen in jenem romantisch-heroiischen Hochgefühl, das sie in den Stunden der Gefahr erfüllte, einem der schönsten Bäume der französischen Frauenseele, sieht ihren Platz in Rambouillet an der Seite der Kaiserin Marie-Luise und ihres Sohnes. Allein dort küßler Empfang, dann Tränen und Verlegenheit. Marie-Luise erwartet für den nächsten Tag den Besuch ihres Vaters, des Kaisers Franz, sie bittet Hortense, nicht dabei zu sein, „er könnte sich dadurch geniert fühlen“. Schließlich bricht sie in den Ruf aus: „Glauben Sie, meine Schwester, daß mein Vater mich zwingen wird, nach Elba zu gehen?“ Hortense fragt sich, ob das noch die gleiche Frau sei, die früher den Kaiser nicht einen Tag verlassen wollte, sie fühlt sich überflüssig in Rambouillet und, wie sie zu ihrer Mutter nach Malmaison zurückkehrt, begegnet sie unterwegs in einer kleinen offenen Kalesche dem Kaiser Franz und Metternich.

In Malmaison lernt Hortense Alexander I. von Rußland kennen. Nach anfänglichem Widerstreben gegen den Besieger ihres Vaterlandes verbindet sie bald eine Art Seelenfreundschaft mit dem empfindsamen Monarchen. Der Vertrag vom 11. April 1814 zwischen den Verbündeten und der französischen Regierung, der die künftigen Einkünfte der Bonapartes ordnet, ist für Hortense und ihre Kinder besonders günstig. Dem Einfluß des Kaisers Alexander verdankt sie es auch, daß in einem Sondervertrag außerdem ein Herzogtum aus den ihr in Saint-Leu gehörenden Gütern errichtet wird, das, wie sie schreibt, ihr die Möglichkeit bot, einen ihrer neuen Stellung mehr entsprechenden Namen — Duchesse de Saint-Leu — zu führen, ohne den einer Königin von Holland zu verlieren, den der Vertrag selbst als unzerstörbar erklärte.

Da raubt ihr unerwartet ein frühes Ende die Mutter; am Pfingstsonntag 1814 nimmt eine Lungenentzündung die erst 51jährige hinweg. Nun hält Hortense eigentlich nichts mehr in dem bourbonisch gewordenen Paris. Im Juli 1814 ist sie in Baden-Baden, wohin sie ihre Cousine Stephanie, die jetzige Großherzogin von Baden, erneut eingeladen hatte.

In Baden-Baden waren damals um die Markgräfin Amalie von Baden, die Mutter des regierenden Großherzogs Karl, ihre Töchter versammelt: die Kaiserin von Rußland, die Königin von Bayern und ihr Mann, die entthronte Königin von Schweden, die Großherzogin von Hessen-Darmstadt. Auch Hortensens Bruder Eugen mit seiner Frau und zahlreiche andere „Fremde von Distinktion“, wie man damals sagte, weilten dort. Hortense schreibt, daß sie ihren Empfang durch alle diese Prinzessinnen nur hätte loben können, aber fügt hinzu: „Ich merkte, daß ich ein Gegenstand der Neugierde für sie war, man wollte meine Skizzenbücher sehen, mich singen hören, und ohne meine Trauer hätte man, glaube ich, mich gebeten, zu tanzen. Den deutschen Prinzessinnen fehlt nicht eine gewisse Keuschheit, aber sie sind im allgemeinen zu zurückhaltend. So wie man sie einmal gesehen hat, so sind sie immer. Die meisten denken nicht daran, daß ein höherer Rang es nötig macht, ihn sich verzeihen zu lassen, daß Liebeshwürdigkeit den Hauptreiz eines Fürsten ausmacht, wie eine tätige Güte seine erste Pflicht ist.“ Und es ist nun interessant, dieser Aeußerung Hortensens gegenüber zu stellen, was die kluge Hofdame der Markgräfin Amalie in ihren Erinnerungen über den Besuch der „Herzogin von Saint-Leu“ in Baden erzählt⁴⁾ Sie schreibt: „Die Herzogin hatte viel französische Liebeshwürdigkeit und Grazie, sie war eine hübsche, aber magere Gestalt, von Gesicht häßlich, mit ganz verdorbenen Zähnen. Sie hatte Talente, welche damals auch als mittelmäßig bewundert wurden, weil man noch wenig Anforderungen machte. Von ihr sah ich zuerst Zeichnungen des Innern der Zimmer, die sie da und dort bewohnt hatte, welche

⁴⁾ Erinnerungen aus dem Hofleben von Karoline von Freustedt, von Karl Obser herausgegeben. Seidelberg 1902. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. S. 109.

Art nun so gewöhnlich geworden ist. Die Bemerkung brängte sich mir bei dieser Bekanntschaft auf, daß die ephemeren Fürsten weit mehr das Leben zu genießen verstanden, als die im Purpur geborenen; dagegen ward ihnen von diesen immer der fürstliche Anstand bestritten, mit Recht. Denn stets fehlt die Harmonie in ihrem Wesen. Sind sie stolz, so denkt man an ihre frühere Zeit, sind sie es nicht, sagt man, sie wissen sich nicht in ihren Stand zu schicken. Sei es Vorurteil oder nicht, ihr Glanz hat immer etwas vom Flittergolde.“

Auf den Rat ihrer politischen Freunde kehrte Hortense dann doch wieder nach Paris zurück und beschloß im Interesse ihrer Kinder dort zu bleiben. Ja, sie hielt es sogar für richtig, dem neuen Könige Ludwig XVIII. persönlich für die Erlaubnis ihres Aufenthalts in Frankreich und seine Zustimmung zur Errichtung eines Herzogtums für ihre Kinder zu danken, und am Sonntag, den 2. Oktober 1814, stand die Stieftochter Napoleons vor dem Enkel des Heiligen Ludwig. Hortense fand den König, den man ihr als einen geistreichen und falschen Menschen geschildert hatte, einfach und gutmütig. Er bedauerte, ihre Mutter nicht gekannt zu haben und sagte: „Ich weiß, auf Martinique war sie eine gute Royalistin.“ Dann frug er, ob es wahr sei, daß Hortense einmal zu dem prächtig gekleideten Napoleon gesagt habe: der Säbel eines Connetable stände ihm besser. Hortense antwortete, daß man sie früher viele Dinge habe sagen lassen, ohne sich um die Wahrheit zu kümmern, aber heute sei jedenfalls das eine wahr, daß sie nur noch Ruhe ersehne, um einzig der Erziehung ihrer Kinder zu leben. Schließlich erhob sich Louis, küßte ihr die Hand und versicherte sie, daß er sich immer freuen würde, sie zu sehen.

Indessen werden die Bemühungen ihres Gatten, seinen ältesten Sohn zu sich nach Italien zu bekommen, immer energischer. Hortense wehrt sich verzweifelt und läßt sich sogar auf einen Prozeß ein, obwohl sie gesteht, bis dahin gar nicht gewußt zu haben, was ein Prozeß ist. Ein Zivilurteil vom 8. März 1815 verurteilt sie, ihren ältesten Sohn herauszugeben, aber vorher war ein Ereignis eingetreten, das sie hoffen ließ, ihn trotzdem zu behalten. Am 5. März, während einer Spazierfahrt, kam der durch seine Sammelwut bekannte Engländer Lord Kinnaird an ihren Wagen herangeritten und rief ihr zu: „Wissen Sie die große Neuigkeit, Madame? Der Kaiser Napoleon ist in Cannes gelandet!“ Bei Hofe laufen Gerüchte um, daß Hortense an dieser Rückkehr beteiligt sei; man behauptet, sie habe ihre Diamanten versetzt und das Geld an die Truppen verteilt, um sie zu gewinnen. Sie flieht aus ihrem Hause in die Wohnung einer alten Bonne ihres Bruders. Am 21. Mai steht sie wieder vor dem Kaiser. Aber der Empfang ist mehr wie kalt. Erst am nächsten Tage kommt es zu einer Aussprache. Napoleon wirft ihr vor, seine Sache verlassen zu haben und in Frankreich geblieben zu sein. Sie entschuldiget sich mit dem Wunsche ihrer verstorbenen Mutter und den Interessen ihrer Kinder. Napoleon sagt: „Ach was, Sie durften nicht in Frankreich bleiben. Ein Stück schwarzes Brot wäre dem vorzuziehen gewesen. Wenn man den Aufstieg einer Familie geteilt hat, so muß man auch ihr Unglück teilen.“ Schließlich aber sagt er: „Ich will Ihnen verzeihen. Sie wissen, ich bin ein guter Vater. Sprechen wir nicht mehr davon.“

Napoleon rüstet zum neuen Kriege gegen die Koalition ganz Europas. Am 1. Juni 1815 findet die Zeremonie des „Champ de Mai“ auf dem Champ de Mars statt, eine große Parade und die Verteilung der Abler. Abordnungen aus dem ganzen Lande, die glänzendsten Truppen sind zur Stelle und die Begeisterung ist ohne Grenzen. Aber Hortense, von einem Vorgefühl kommenden Unheils erfaßt, kann inmitten des allgemeinen Jubels ihre düsteren Empfindungen nicht verbergen, so daß der kluge Fouché sich zu ihr schleicht und sie nach dem Grunde ihrer Traurigkeit fragt. Dann kommt Waterloo, der 18. Juni 1815. Der Napoleonische Abler liegt für immer zerschmettert am Boden. Am 21. Juni flieht Hortense den Kaiser wieder, allein abends im Garten des Ellysée. Sie findet ihn „gebengt von Müdigkeit und Ueberlegungen“. Er läßt sie ein, sein einsames Abendessen zu teilen, aber er spricht nur bedeutungslose Worte und ist ganz in tiefes Nachdenken versunken. Am 23. Juni dankt er ab zugunsten seines Sohnes. Wenige Tage nachher bittet er sie, nach Malmaison gehen zu dürfen, das ihr gehöre. Hortense ist glücklich, ihm nützlich sein zu können, bringt ihre Kinder in Sicherheit bei einem Kaufmann auf dem Montmartre und folgt dem Kaiser nach Malmaison. Und nun kommt die menschlich und historisch größte Zeit im Leben Hortensens, als sie mutig und unverzagt Napoleon in diesen „Hundert Tagen“ der Agonie seiner irdischen Größe zur Seite steht. Wenn der Kaiser von seinem künftigen Leben in Amerika spricht, wohin er damals zu gehen gedachte, sagt er: „Die Königin Hortense wird horthin mit ihren Kindern kommen und sie wird unseren Aufenthalt angenehm machen.“ Hortense bietet ihm für den Fall der Not ein wertvolles Diamantkollier an, das sie einmal von ihm bekommen hat, und Napoleon nimmt es an. Am 29. Juni verläßt der Kaiser Malmaison — und Hortense sollte ihn nicht mehr wiedersehen. Sie kehrt nach Paris zurück. Dort aber wird der Aufenthalt immer gefährlicher für sie. Sie ist ein Gegenstand des Hasses und der Furcht für die zurückkehrenden Royalisten und für die siegreichen Verbündeten. (Fortsetzung folgt.)